



Vom Menschenstrom zum Bewusstseinsstrom: Filipinos versuchen ihr Glück bei einer Lottostelle in der nach dem Nationaldichter benannten Provinz Rizal.

Foto Picture Alliance

Die Irrtümer der Revolutionäre

Unter Großstadtmüll, Schlagertexten und Verlautbarungen der Diktatur: Jose Dalisay erzählt von den Philippinen.

Die Philippinen sind ein Archipel von 7641 Inseln, von denen einige bis heute als Strafkolonien dienen, doch das ist nicht die einzige Parallele zu Alexander Solschenizyns „Archipel Gulag“, denn die Philippinen waren und sind kein Rechtsstaat: Menschenrechtsverletzungen sind hier an der Tagesordnung, seit der Nationaldichter Rizal, der in Heidelberg Medizin studiert und „Wilhelm Tell“ übersetzt hatte, 1896 wegen angeblichen Hochverrats zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. An die Stelle der spanischen Kolonialmacht traten die USA, und

im Zweiten Weltkrieg wurden die Philippinen besetzt von Japan, dessen Militärpolizei jedes Aufbegehren im Blut erstickte. 1968 verhängte der Diktator Ferdinand Marcos das Kriegsrecht gegen linke Studenten, die, inspiriert vom weitverbreiteten Jugendprotest, seinem korrupten Regime den Kampf ansagten. Die First Lady Imelda Marcos hinterließ auf ihrer Flucht einen Palast voller Schuhe, der Schlagzeilen machte, und dass der neu gewählte Staatschef Fixer und Drogendealer ohne Prozess erschoss, spricht ebenso für sich wie die Tatsache, dass Manila zum Eldorado für Pädophile und Sextouristen wurde.

Diese umständliche Vorbemerkung ist nötig zum Verständnis eines autobiographischen Romans, der sich deutschen Lesern nicht ohne Weiteres erschließt, ein Biopic, wie es neuerdings heißt, das den Weg des Ich-Erzählers vom Studentenprotest zum bewaffneten Widerstand und vom Gefängnisaufenthalt über das Studium in den USA zum prominenten Schriftsteller schildert: „Ich war nach Hause gekommen und musste wieder los, (...) ich haute ab, während wir zu benom-

men waren, uns gegenseitig mit der schwer nachvollziehbaren Logik der Familienzugehörigkeit zu übertrumpfen – du gehörst hierher / ich habe jetzt eine größere Familie / sie lieben dich nicht so sehr wie wir / es geht nicht um Liebe, sondern um den Krieg des Volkes / wir gehören auch zum Volk.“

Der Text hat die Form einer Endloschleife oder eines in sich kreisenden inneren Monologs, und er könnte ähnlich in Berkeley, Berlin oder Liverpool, der Heimat der Beatles, spielen. Doch Manila ist eine aus den Nähten platzende Metropole der Dritten Welt, und der Klassenkampf zwischen Habenichtsen und Superreichen wurde hier so wenig gewaltlos ausgetragen wie der Generationenkonflikt langhaariger Teenager mit Anzugträgern, die ihre Eigenheime und Autos verteidigten. Er eskalierte zum Bürgerkrieg, dessen Akteure sich Sprüche des Vorsitzenden Mao und Slogans aus Chinas Kulturrevolution um die Ohren schlugen: „Natürlich glauben wir an Marx, aber genauso selbstverständlich glaubten wir an Gott. Wir waren Filipinos und hatten beinahe un-

erschöpfliche Kapazitäten in Glaubensdingen.“

Erschwerend tritt hinzu, dass die Philippinen ein ethnischer Schmelztiegel sind, hier stimmt das Klischee, in dem Nachfahren chinesischer Händler, malaiischer Seefahrer, indigener Fischer, japanischer Soldaten, Spanier und Amerikaner mehr oder weniger friedlich zusammenleben. Währenddessen baut Peking unbewohnte Atolle im Gelben Meer zu Militärbasen aus.

Was den Roman so lesenswert macht, ist seine Sprache, die dem Autor als Lebens- und Überlebensmittel dient, ein mäandrierendes Bewusstseinsstrom, der eine Masse Schlamm und Geröll transportiert: vom Großstadtmüll über Schlagertexte bis zu den Verlautbarungen der Diktatur. Und weiter zu den Irrtümern und Illusionen selbst ernannter Revolutionäre, die sich gegenseitig das Leben zur Hölle machten. Ein Theater der Grausamkeit, verschärft und abgemildert durch allgegenwärtige Korruption, die Schlupflöcher öffnete in starren Hierarchien und das Los politischer Gefangener halbwegs erträglich machte. Jo-

se Dalisay, der 1954 geborene Autor, zieht alle Register seiner Erzählkunst, einschließlich Humor und Ironie, um Glanz und Elend des Inselarchipels sinnlich erfahrbar und, dank Niko Fröbas Übersetzung, für Außenstehende nachvollziehbar zu machen. „Es gab Verhaftungen, Verrat, Aufgabe, Vergeltung – wenn ein Läufer stolperte, wenn (...) eine Gemeinschaft sich auftrafte, sich selbst zu schützen. (...) Sogar unter uns gab es viele, die nun zustimmen, dass die Stunde der Revolte vorbei sei und die erkämpfte Freiheit (...) kläglich daran scheitert sei, Strafen zu bauen, die Kriminalität einzudämmen, die Ärmsten zu füttern und die Reichen glücklich zu machen.“

HANS CHRISTOPH BUCH



Jose Dalisay: „Killing Time in a Warm Place“. Ein Roman aus den Philippinen.
Aus dem Englischen von Niko Fröba.
Transit Verlag, Berlin 2024.
200 S., geb., 22,- €.

Die Schachteln in Hannahs Kopf

Vom Schicksal eines behinderten Mädchens in Nachkriegsdeutschland: Saskia Hennig von Lange intensiver Roman „Heim“

„Sie liegt neben mir. Sie schläft. Ich streiche durch die Luft, über ihren Kopf, den Nacken und den Rücken entlang, ohne sie zu berühren. Sie soll nicht aufwachen, sie soll weiterschlafen. Wenn sie schläft, ist sie ganz da.“ So lautet der Anfang von Saskia Hennig von Langes Roman „Heim“. In wessen Kopf sind diese Gedanken? Der folgende Satz schafft Klarheit: „Wenn sie schläft, habe ich Mami für mich.“ Sie sind im Kopf eines kleinen Mädchens, das Hannah heißt. Indem die Autorin Hannahs Gedankenwelt an den Beginn setzt, gibt sie ein klares Zeichen; Hannah ist das „Ich“ des Buchs.

Hannah entspricht nicht den geltenden Vorstellungen von Normalität. Ihr Krankheitsbild ist im Buch nicht eindeutig definiert, Hennig von Lange will ihre kleine Protagonistin nicht festlegen auf psychiatrische Kategorien. Manche Aspekte ihres Verhaltens gehören am ehesten in das Spektrum des Autismus, mit ungewöhnlichen Inselbegabungen, wie sie das Asperger-Syndrom auszeichnen. So hat Hannah sehr präzise Vorstellungen von Ordnung, die freilich mit denen ihrer Umwelt nicht in Einklang zu bringen sind, und sie kann die Anzahl sie interessierender Dinge intuitiv erfassen: „Die Decke besteht aus winzigen Karos, drei davon gehen auf die Länge meines Daumennagels. Unter die Fläche meiner Hand passen vierhundertneun ganze und einhundertneundvierzig angeschnittene Kästchen. Diese Zahlen sind nicht aufgetaucht, halbe Sachen zählt mein Blick nicht. Ich musste den Umriss meiner Hand abzeichnen und dann die Karos zusammensetzen. Ich habe die Zahlen in den Umriss hineingeschrieben. Mit Zahlen kenne ich mich aus. Sie hat die Decke gewaschen und wieder gewaschen, ein Schatten ist geblieben.“ Da ist Hannah, auch das weiß sie, „sieben Jahre und einhundertachtundzwanzig Tage alt“.

Es sind die Fünfzigerjahre, es ist Nachkriegs- und Aufbauzeit, es ist der prosperierende Mittelstand, in den Hannah hineingeboren wird. Ein Kind wie sie passt da überhaupt nicht. Zumal ihre Eltern Tilda und Willem selbst von ihnen je eigenen Vorleben seelisch Beschädigte sind. Willens angebliche Zugehörigkeit zur nationalsozialistischen „Legion Condor“, die am Beginn des Spanischen Bürgerkriegs die baskische Kleinstadt Guernica kaputtbombte, bleibt im Vagen, wirft



Saskia Hennig von Lange: „Heim“. Roman.
Jung und Jung, Salzburg 2024.
248 S., geb., 23,- €.

aber doch einen Schatten über sein Leben. Jetzt entwickelt er Duftstoffe für die chemische Industrie. Tilda wollte mit der Geburt Hannahs eine frühere Abtreibung überwinden, und nun ist das dieses unbezähmbare Mädchen mit dem zu großen Kopf und den unkoordinierbaren Gliedmaßen: „Wie sie durch den Garten hopst, wie ein verletztes Fohlen, wie ein schadhafte Kalb.“ Die Mutter kann zu ihrem Kind keine liebevolle Verbindung finden, dafür steht ein verstörender Vorfall: „Tilda liegt schon seit Ewigkeiten unter dieser riesigen Decke, die trotzdem friert sie noch immer. Einmal, als Hannah noch ganz klein war, hat sie sie mit ins Bett genommen, zu Willem und sich. Hat die Decke über Hannah gezogen, aus Versehen, aber Willem hat es bemerkt. Seitdem hat er sie nicht mehr bei ihnen schlafen lassen. Sie hätte ersticken können“, hat er sie angeschrien. „Sie könnte tot sein!“

Zwischen den Eheleuten herrscht eine abgründige Sprachlosigkeit, lesbar zu-

gleich als die Crux jener Jahre, die von Verdrängung und Verleugnung gekennzeichnet sind, der sprichwörtlichen Unfähigkeit zu trauern. Und das Mädchen kann mit ihren rudimentären sprachlichen Äußerungen nicht verständlich machen, was sie in den verschiedenen „Kopfschachteln“ aufbewahrt, die ihre Erfahrungswelt speichern. Diese Idee der „Kopfschachteln“ wird zum feinsinnigen Leitmotiv. Das begleitet Hannah auch in jenes „Internat“, in das sie die an dem Kind und sich selbst verzweifelnden Eltern schließlich bringen. Dort sind die mitgebrachten Anziesachen der Mädchen, die Anstaltskleidung tragen müssen, in „Schachteln“ verwahrt, bis sie ihren Eltern beim Besuch wieder vorgeführt werden; dann sind die Kleidungsstücke manchmal schon zu klein geworden, so groß sind die Besuchsabstände. Die nie näher bezeichnete Institution wird zum Leidensort Hannahs, an dem ihr mit physischem und psychischem Druck, mit Zuchtmaßnahmen und medikamentöser Sedierung bis hin zum Festschnallen am Bett jeder Rest von eigener Identität ausgegraben werden soll. Vorbild dafür mögen Korrekturanstalten gewesen sein, deren Wurzeln in die kaum zurückliegende dunkle Vergangenheit zurückreichen.

Während Hannahs Aufenthalt im Heim – wobei „Heim“ als Titel des Romans mehr Assoziationen wachruft als nur diese Anstalt – zerquälen sich Hannahs Eltern in ihrer zerrütteten Beziehung, Tilda versucht aufzubegehren in ihrer Frustration, Willem flüchtet sich in eine Depression. Dafür gelingt Hennig von Lange ein spannungsreicher, oft fließend ineinander greifender Perspektivwechsel zwischen den drei handelnden Personen, deren Wahrnehmungsebenen ineinander gleiten, nur getrennt durch Absätze. Vor allem aber findet sie immer wieder grandiose Bilder der Einfühlung in Hannahs verschlossene Vorstellungswelt: „Still und

stetig will ich werden, leis und lieblich, flink und fein, um mit Mut ein Mensch zu werden und mit Maß ein Mensch zu sein. Ich habe den Spruch gelernt und kann ihn aus der Kopfschachtel holen, nur über meine Lippen bringe ich ihn nicht: In mir klingt er wunderbar vielfältig, jeder Buchstabe hat seinen Platz und seinen eignen Klang.“ Als ihre Art der Selbstvergewärtigung wird daraus die sprachschöpferische Mutation „Mutamensch, Mutamensch!“. Die Kunst der Autorin liegt darin, sich mit Hannahs Kopf gleichsam zu verschalten, sodass deren absurd scheinendes Verhalten zu einer eigengesetzlichen Plausibilität finden kann, sinnlich erfahrbar, nachvollziehbar fast.

Eigentlich hätte die Autorin es bei der im Roman erzählten Geschichte belassen und damit den Leserinnen und Lesern das Vertrauen schenken können, dass sie begreifen, was dort über Hannahs notwendig fiktives Schicksal hinaus so eindrucksvoll verhandelt wird. Dass Hannah zur Symbolfigur einer Widerständigkeit wird, die sich unter den Verhältnissen des Nachkriegs, in die hinein sie geboren wurde, anders nicht artikulieren kann. Dem Geschehen, das „Heim“ in drei Kapiteln schildert als den Kern des Romans, gibt Hennig von Lange ein – vielleicht – versöhnliches Ende. Doch danach schließen sich ein viertes und fünftes Kapitel an. Der vierte Teil klingt wie ein medizinischer Bericht: „Sjähriges Mädchen, jünger aussehend, athletischer Körperbau. Frische Hautfarbe, sichtbare Schleimhäute gut durchblutet. Der Gesichtsschnitt wirkt dysplastisch, die linke Gesichtshälfte erscheint abgeflacht.“ Mit kalter Härte wird eine „frühkindliche Hirnschädigung“ diagnostiziert. Danach mischt sich, im letzten Teil, ein anderes „Ich“ ein, mit dem sich die Autorin, wiewohl nicht in jedem Detail, zu ihrer eigenen Familienhistorie bekennt. Willem, der in Wirklichkeit an-

ders hieß, Hannahs Vater im Roman also, ist der von ihr selbst als Kind geliebte Großonkel, dessen Mitgliedschaft in Hitlers „Legion Condor“ als geraunte familiäre Legende weiter existiert: „Wir hatten einen Nazi in der Familie. Mehrere, ehrlich gesagt.“ Gesagt wird auch, dass er mit seiner Frau eine Tochter hatte, die er „fortgegeben hat“. Hennig von Lange wirft die Frage nach der Möglichkeit des Erzählkönnens, ja des Erzählendürfens vor diesem Hintergrund auf, prinzipiell nach dem Recht auf derartige Fiktionalisierung überhaupt. Ihr Ziel, Hannah „eine Stimme zu geben“, hat sie erreicht, damit zugleich das, „mir selbst eine Stimme zu geben“: „Ich wollte etwas erzählen das noch nicht erzählt wurde. Einen Raum aufmachen, der bislang verschlossen war, den es vielleicht noch gar nicht gab. Den meine Worte erst geschaffen haben. Der Erinnerung ein Recht geben und sie zugleich verwandeln.“

Denn „so kehren sie wieder, die Toten. In meiner Vorstellung, als erfundene Gestalten einer erfundenen Erinnerung. Wandern in unserer Zeit herum oder werden von ihr hervorgebracht.“ Saskia Hennig von Langes Ziel war nicht historisch genaue Darstellung, sondern die Suche nach Wahrhaftigkeit; das ist ihr überzeugend gelungen. Ob sie dafür am Ende die eigentliche Romanform aufbrechen musste, anstelle etwa eines Nachtrags, der von einer noch immer nicht überwundenen Vergangenheit in die von Gräueltaten und Kriegen gezeichnete Gegenwart führt, sei dahingestellt. Es war ihr offenbar ein Bedürfnis, sich selbst, als Angehörige einer inzwischen zweiten Generation von Nachgeborenen, von der Linie des Unheils nicht auszunehmen, auch oder gerade weil sie sich von ihrem Großonkel „nur ein unscharfes Bild“ machen kann: „Es ist ein Bild von einer mir ungründlichen Vertrautheit“, heißt der letzte Satz.

ROSE-MARIA GROPP

Kein Märchen

Gerhard L. Durlachers Schoa-Erinnerungen

Die Geschichte ist so bizarr, um nicht wahr zu sein: Auf einem glamourösen Ball in Baden-Baden zum Jahreswechsel 1932/33 fallen um Mitternacht die Masken; nur einer, „ein eleganter Pascha mit Turban und Krummschwert, lässt sein Gesicht bedeckt“. Stattdessen hält er andere Überraschungen bereit: Aus einer prachtvollen Schachtel verteilt er köstliche Pralinen an die jüdischen Damen, einige auch an die Herren. Nicht lange danach bricht Chaos aus, und verzweifelt hämmern die eben noch Beschenkten mit schmerzverzerrten Gesichtern an die besetzten Toiletten. Den Attentäter schnappt die kleine Gruppe jüdischer Männer, die ihn mit nichtjüdischen Freunden verfolgt, nicht. „Ihre Beute ist lediglich der Turban und die leere Schachtel, auf deren Unterseite in großen schwarzen Lettern steht: Die Juden stinken. Heil dem Führer.“ Als Unterschrift: ein Hakenkreuz.“

Gehört wird diese Geschichte, „die einem makabren Märchen ähnelt“, von dem damals viereinhalbjährigen Gerhard Durlacher, der sich daran Jahrzehnte später in einer seiner Erzählungen erinnert. Nicht wenige der bei der Europäischen Verlagsanstalt erschienenen Episoden sind bekannt, denn Durlacher war in den Neunzigerjahren mit seinen autobiographischen Büchern auch in Deutschland sehr erfolgreich. Jetzt aber hat seine Tochter die Geschichten neu geordnet und mit einem wunderbaren Nachwort versehen. So recht chronologisch aneinanderreihen wollen sie sich indes nicht, denn immer wieder blenden einzelne zu bereits Berichteten zurück und perspektivieren es neu. Das so entstandene Erzählmuster zeigt, was das Leben mit den Traumata der Schoa letztlich ausmacht: Flashbacks führen immer wieder an die Leidensorte zurück und lassen den Überlebenden nicht los.

Für Durlacher waren das vor allem Westerbork, Theresienstadt, Auschwitz und Groß-Rosen. Lange war es dem Soziologen nach dem Krieg wohl gelungen, die eigenen Erinnerungen in Schach zu halten, wie seine 1961 geborene Tochter berichtet: „Zum Zeitpunkt meiner Geburt hatte mein Vater um sich herum einen Schutzwall, einen Bunker aus Stahlbeton aufgebaut, um den Alptraum, der für ihn noch allgegenwärtig war, nicht an sich heranzulassen. Dass alle seine Erinnerungen, alles Leid, alle Panik darin wie giftiger Atommüll an den Wänden fraß, war ihm nicht bewusst. Über zwanzig Jahre später sollten die Wände einstürzen und es gab kein Halten mehr.“ Jetzt recherchierte Durlacher, suchte Leidensgenossen auf – und schrieb. Aus seinen Büchern erfuhr endlich auch die Familie, was genau dem Vater und Ehemann widerfahren war, wie seine Kindheit in Baden-Baden verlief, wie sich der entzettelnde Druck gegen die einstmals wohlgeleitete Familie verstärkte, bis nur noch der Gang ins Exil übrig blieb. Sie konnte lesen, wie sich Gerhard in Rotterdam durchschlug, wie er Selbstbewusstsein gewann und sich in Sicherheit glaubte, bis er die fürchterlichen Bombenangriffe auf die Stadt miterleben musste, die nur der Auftakt für neuen und noch viel entzettelnderen Terror waren.

Er nimmt konsequent die Perspektive des Kindes und des Jugendlichen ein, der nicht immer genau versteht, was um ihn herum passiert. Dieser Blickwinkel aber macht die Erinnerungen so einmalig – und auch anschlussfähig für die Verwendung in der Schule: Dort ist gerade die Ratlosigkeit ja groß, welche Texte man mit Schülern über den Holocaust lesen könnte, die zum einen authentisch, zum anderen aber für den Horizont auch junger Leser geeignet sind. Durlachers Schilderungen sind zu dem immens literarisch und gespickt mit erinnerungswürdigen Formulierungen: So etwa, wenn er davon spricht, dass „die Reise nach Theresienstadt viele Ängste lang“ dauerte oder es seine Zeit brauchte, bis „die deutsche Sprache begann, [ihre] SS-Uniform abzulegen“.

Aber auch die Passagen zum Leben nach der Schoa lesen sich mit großem Gewinn: Noch lange nimmt der Überlebende medizinische Untersuchungen als „Selektionen“ wahr und meint, dass seine Wachsamkeit keinesfalls erlahmen dürfe. Auch das protokollierte Gespräch mit zwei ehemaligen „Theresienstädtern“, die er in Israel trifft, dürfte seineingelungen suchen. Die 17 kurzen Erinnerungsstücke, die der Band versammelt, sind somit eine echte und großartige (Wieder-)Entdeckung, die freilich ein etwas intensiveres Korrektortat verdient gehabt hätten. Eine Kommentierung sollte man bei einer möglichen Nachauflage erwägen: In der jetzigen Ausgabe gibt es nur wenige und willkürlich gesetzte Fußnoten. Dabei wären Hilfen etwa bei „Jeschiva-Bochers“, „Sabras“, „Bonke“ oder „Balilla“ sicher nicht überflüssig. Und auch ein vermeintliches Missverständnis zur Brüsseler „Rue Rauter“, die nach einem Feuerwehr-Kommandanten und nicht dem unsäglichen Hanns Albin Rauter benannt wurde, könnte so einfach erklärt werden.

SASCHA FEUCHERT



Gerhard L. Durlacher: „Die graublau Strickjacke“. Ein jüdischer Jung unter Nazi-Herrschaft.
Mit Nachwort von Jessica Durlacher.
Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2024.
304 S., geb., 28,- €.